Depression in napoleonischer Zeit : Schweizer in fremden Diensten. Die Heimwehkrankheit in den Memoiren des Militärchirurgen Dominique Jean Larrey

Autor(en): **Kirchgraber, David**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Jahrbuch**

Band (Jahr): **- (2008)**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-882838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Depression in napoleonischer Zeit

Schweizer in fremden Diensten. Die Heimwehkrankheit in den Memoiren des Militärchirurgen Dominique Jean Larrey

David Kirchgraber

«Zu Strassburg auf der Schanz, da fing mein Trauren an... Nach Süden wandte sich mein Blick... Dahinter liegt in wunderbarem Reiz, mit seinen Höh'n, mein Vaterland, die Schweiz!»[1] So heisst es im Lied des heimwehgeplagten Schweizersöldners, der sich aus Verzweiflung in den Rhein stürzt, eingebracht und als Deserteur erschossen wird. «Der Knabe, der das Alphorn blies, der trägt die Schuld daran.»[2] Es führt mitten in das Thema, wie auffallend viele ähnliche sentimentale Volkslieder aus der ganzen Eidgenossenschaft. Ihre bildnerische Sprache bringt uns Stimmungen, Situationen und Schicksale, einstiges schweizerisches Lebensgefühl besser nahe als manche historische Quellen: «Loin de toi – terre d'Helvétie, je rève de tes monts – loin de toi, c'est la mort, ô patrie!»[3], klagt ein anderer in der Fremde. Und: «Gebt die bangen Sorgen auf – hinter jenen fernen Höhen wartet unser noch ein Glück», verklärter fast in der französischen Fassung: «Terre haute

«Im Röseligarte», Schweizer Volkslieder (1908–1925). Illustrationen von Rudolf Münger. Zu Strassburg auf der Schanz, Bd. I.

et féconde... Dans l'azur au coeur du monde, dresse toi loin des combats...»[4], verheisst das berühmte Lied des Glarner Grenadieroffiziers Thomas Legler, welches in den dezimierten Reihen des 1. Schweizer Regiments am 28. November 1812 an der Beresina erklang und durch die Generationen überliefert geblieben ist.

Die altmodischen Weisen voller Melancholie, Hoffnung, Liebe, Sehnsucht und Tod, die wir von der Schule oder vom Militärdienst her kennen, erinnern an eine ferne, doch im kollektiven Geschichtsbewusstsein nachwirkende Epoche, insbesondere die Endzeit des Ancien Régime, die Revolution und die napoleonische Ära, welche unsere Nation so stark geprägt haben. Es ist noch die grosse Zeit der fremden Dienste. Vererbte Gewohnheit, Fernweh und Abenteuerlust, materielle Not, soziale Zwänge und Konflikte waren die Gründe dieser ebenso stolzen wie kritisierten Tradition. Kaum eine einheimische Familie ist ohne einen Vorfahren, der nicht im Solddienst stand, namentlich beim König von Frankreich, sei es als Berufsoffizier aus Regierendem Geschlecht, als armer Bergbauernsohn oder Weber. Der Tuileriensturm vom 10. August 1792 lebt als kollektives geschichtliches Trauma nicht anders fort als das Schicksal der Schweizer Truppen unter Napoleon Bonaparte. Jene legendären Taten sind symbolisch geblieben für eine innere Haltung zur Vergangenheit und für die nationale Identität. Sie wecken aber auch zwiespältige Gefühle gegenüber den Tugenden unserer Ahnen unter der Devise «Honneur et Fidélité». Vergessen wird indessen gern, dass solche historischen Erfahrungen entscheidend beitrugen zur Formung der modernen eidgenössischen Staatsidee mit ihrem merkwürdig individualistischen Gemeinschaftssinn. Man braucht nur Erlebnisberichte samt Gefallenenlisten vom Untergang der Schweizergarde Ludwigs XVI. oder vom russischen Feldzug der Grande Armée zu lesen, worin Schweizer aus sämtlichen Ständen, alten und neuen Kantonen, aus Zugewandten Orten und Gemeinen Herrschaften figurieren, um sich die einigende Kraft der bündischen Zusammengehörigkeit in der Fremde vorzustellen. Es wundert nicht, dass im Ausland der Schweizersöldner, gleich welcher Herkunft, mit seinen Vorzügen und Schwächen ein fest definierter Typus wurde. Die zeitgenössische Idealisierung der freien Alpenwelt im 18. Jahrhundert trug dazu bei. Es gab denn auch ein in Europa allgemein bekanntes,

Aus: Schweizer Kühreihen und Volkslieder (1826).

Schweizerkrankheit

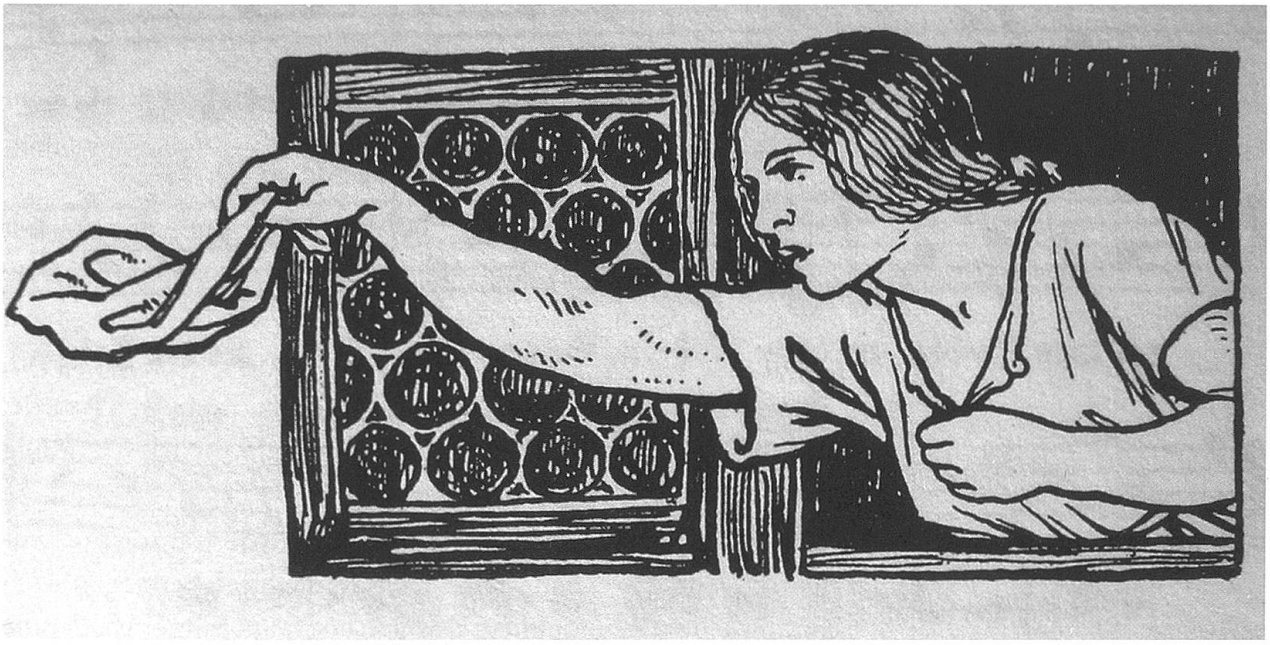
genanntes Leiden. Die Schweizerkrankheit wurde erstmals erwähnt im 16. Jahrhundert, im Rapport eines Innerschweizer

Kommandanten, der schrieb, es sei «ein Mann gestorben vor heimwe». Das Wort Heimweh stammt direkt aus dem Schweizerdeutschen, weiss die Sprachforschung; es ist ein Dialektausdruck, der Eingang fand ins Hochdeutsche, sodann als «hemvé» und später «mal du pays» ins Französische, sogar in die Encyclopédie. Man verstand darunter in erster Linie eine oftmals tödlich verlaufende Krankheit, welche unter den Schweizern in ausländischem Sold verbreitet war. Wissenschaftlich erfasst wurde sie 1688 von einem elsässischen, in Basel promovierten Arzt namens Johannes Hoferus. Er publizierte die Schrift «De nostalgia oder heimwehe», um das bisher leichthin als Charakterschwäche diskriminierte Leiden zu erklären und zu rechtfertigen. International setzte sich dank Anteilnahme der Gelehrten die Diagnose «Nostalgie» durch. Die Herleitung von griechisch «nostos» (Heimkehr) und «algos» (Schmerz) ist eine antikisierende Schöpfung. Im Altertum wurde nicht in diesem Sinn davon gesprochen. Gelegentlich stossen wir auf den Begriff «Nostrasie», von lateinisch «nostras» (das Unsrige, Heimische, Akk.).

Wichtig waren den Forschern vorerst Nebenerscheinungen gerichtsmedizinischer Art, so Desertion, Brandstiftung, kurzschlüssige Aggression, Suizid. Im 18. Jahrhundert bemühte sich der Zürcher Arzt Johann Jakob Scheuchzer in seinen «Naturgeschichten des Schweizerlandes» (1705) um die moralische Rehabilitation der offenbar zahlreichen Patienten. Mit dem Nachweis körperlicher Ursachen versuchte er die Ehre der Soldaten auf medizinischem Weg zu retten und wies unter an-

Grenadier des Schweizer Regiments, Tuileriensturm vom 10. 8. 1792. Illustration aus: Treue und Ehre (1912).

Rudolf Münger, aus: Im Röseligarte Bd. V.



derem auf die Luftveränderung hin. Die «Blutäderlein» der feinen Bergluft gewohnten Älpler würden durch die «schwere und dicke Dunstkugel» des Flachlandes zusammengepresst, was eine Hemmung des Kreislaufs, von Herz und Gehirn, damit von Gemüt und Geist, und endlich ein krankmachendes Sehnen nach den Bergen erzeuge. Es wurde gar vorgeschlagen, für die Schweizertruppen im Flachland Türme zu bauen, auf welchen die Militärärzte die Nostalgiepatienten dank Höhendifferenz zu heilen hofften. Auch unsere frühen Vertreter des psychologisch fundierten Schweizertums, wie Albrecht von Haller und Jean-Jacques Rousseau, widmen sich der Heimwehfrage, die ihnen aufklärerisches und patriotisches Anliegen in einem ist.[5]

Bei den ersten systematisch arbeitenden Psychiatern zu Beginn des 19. Jahrhunderts, bei Pinel und Esquirol in Paris, fand die Nostalgie ihren festen Platz im Register der Krankheiten. Als eindrückliche Kennzeichen gelten Fieber, Appetitmangel, allgemeine und seelische Zerrüttung mit physischen Beschwerden. Schliesslich wird deutlicher unterschieden zwischen dem Heimweh als Reaktion empfindlicher Persönlichkeiten und der schwermütigen Verstimmung, welche heilt, nachdem die Ursache, nämlich der Aufenthalt im Ausland, behoben ist. Um eine wirkliche Geisteskrankheit handelt es sich, wenn der Trübsinn nach Wegfall der Grundfaktoren andauert, eine eigene Entwicklung nimmt und zum heute als Depression bezeichneten Zustand führt. Die Autoren kennen bereits Fälle von «endogener Depression», die von innen heraus entsteht und sich nach aussen als Heimweh projiziert; das heisst, der Patient klammert sich an das beängstigend gewordene Fremdartige als ein nunmehr bewusstes Motiv. Das Spektrum nostalgischer Krankheitsbilder, erarbeitet im Verlauf des vorletzten Jahrhunderts, reicht von der normalen hin zur pathologischen Reaktion auf irgendwelche Umstände und weiter zur grossen Melancholie – eine unverändert gültige Erkenntnis, wie uns gerade die Fälle von Immigranten lehren.

Nach der Lehre der Psychoanalyse bedingt die Unfähigkeit zur Anpassung, sei es aus Veranlagung oder Erschöpfung, eine «Stauung» des elementaren Lebenstriebs (Libidostauung nach Sigmund Freud), kindlich-hilfloses Verhalten (Regression), impulsive, urtümlich primitive Symbolhandlungen, Hysterie. Wahn und Sinnestäuschungen sind Folgen davon. Die Trennung vom geliebten Ort der Kindheit, das Gefühl des Verlustes, die grenzenlose Verlorenheit auf dem Schlachtfeld wecken nicht allein im Ich-schwachen Menschen das mächtige Verlangen nach mütterlicher Geborgenheit. Deshalb erscheint immer wieder die

Vision von der «Terre-mère», von der personifizierten Heimat und ihren Landschaften: So karg das häusliche Dasein und der Boden sein mochten, die vertraute Erde als Mutter-Ideal behält ihren Zauber. Die in den weiten Ebenen vom Unheil bedrohten Schweizer, die in unseren

Rudolf Münger, aus: Im Röseligarte Bd. I. Liedtext aus: Canti popolari ticinesi.

Volksweisen

lebendig werden, sind nicht zufällig von weiblichen Wesen begleitet: Mutter, Mutter-Ersatz oder Geliebte – Vater und Geschwister kommen sehr selten vor.

Charakteristisch sind die düsteren Strophen des Aargauer Liedes und anderer Versionen von halb euphorischem, halb traurigem Wegzug, von enttäuschender Heimkehr und bräutlichem Leid: «Wärisch Du deheime' blybe... Ha scho lengscht en andere Maa, en hübsche und en ryche, wo mi au verhalte cha...», singt die Aargauerin vorwurfsvoll.[6] Und ihre welsche Schwester zum Geliebten, der laut Gerücht in den Solddienst ziehen will: «Comment veux-tu que je t'embrasse, quand on me dit du mal de toi? On dit que tu pars pour la guerre, servir le Roi!»[7] «Ach Hauptmann, lieber Hauptmann, gebt mir den Sohn heraus!», fleht die verzweifelte Mutter in der fernen Garnison.[8] Das Tessiner Mädchen, verliebt in den Sohn des Landvogts, der in der Fremde verwundet wurde: «Ora Valmaggina l'ha vorsü moeri...» – es mag sterben, so verlassen in seinem Maggiatal.[9] Ein anderes

Rudolf Münger, aus: Im Röseligarte Bd. I.

Philipp Heinrich Dunker (1780–1836): Rückkehr des Appenzellers aus fremden Diensten. Rusch S. 78.

weint: «Ach Hansli, blyb doch hie! Was witt au i das Mailand zieh, das isch jo gar so wyt!» Die Antwort ist bekannt: Im «Rosegarte» (Friedhof) dort sei noch für manchen Platz.[10] «Entends-tu là-bas le tambour... Les beaux jours sont si courts...», heisst es im sogenannten «Napoleonslied».[11] Oder: «Nous marcherons jusqu'à Moscou, au diable, jusqu'à mon retour garde-moi ton amour».[12] Es ist bezeichnend, dass solche Lieder, Alphornmelodien und Kühreihen in den auswärtigen Schweizerregimentern wegen ihrer nostalgischen, uns Nachfahren noch ergreifenden Wirkung zeitweilig verboten waren.[13] Als besonders gefährlich galten «Ds Vreneli ab em Guggisbärg» mit seinen Tränen weckenden Molltönen,[14] der «Ranz des vaches» in seinen regionalen Varianten.[15]

Rudolf Münger, aus: Im Röseligarte Bd. I.

Der Beispiele sind so viele, dass sich eine gezielte Analyse der Inhalte dieser romantischen volkstümlichen Texte lohnen würde, eine soziologische Spezialstudie zum Problem der Nostalgie vor dem pittoresken Hintergrund von helvetischer Militärtradition, Sennenkultur und Rokoko.

Ein Mediziner, der sich intensiv und unkonventionell mit der Heimwehkrankheit auseinandersetzte, war Dominique Jean Larrey.

Dominique Jean Larrey (1766–1842)

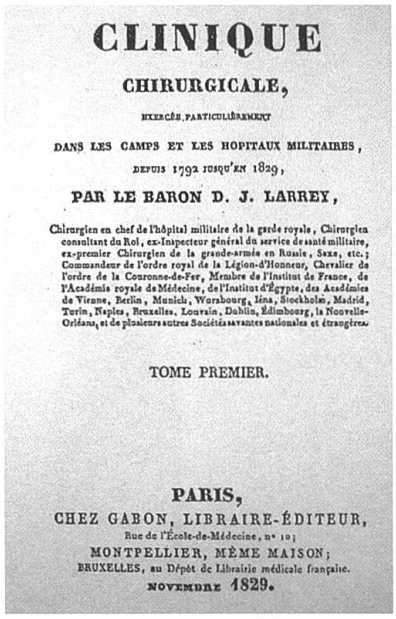
Aus einfacher Familie in den französischen Pyrenäen stammend, ist D. J. Larrey eine der bemerkenswertesten Gestalten der Medizingeschichte, namentlich der Militärchirurgie. Chefchirurg der napoleonischen Armeen, begleitete er den Empereur von Austerlitz bis Waterloo, genoss dessen absolutes Vertrauen und hiess «la providence du soldat», Schutzengel des Soldaten. Larrey empfing die Ehren der internationalen Fachwelt. Er engagierte sich nach seriöser Ausbildung in Toulouse und Paris zuerst als königlicher Marinearzt nach der Revolution in der Rheinarmee und machte dann 25 Feldzüge mit. Berühmt wurde er vor allem dank seinen umwälzenden Methoden in der frühzeitigen Amputation und der offenen, auch heute wieder praktizierten Wundbehandlung sowie wegen der perfekten Organisation des Sanitätsdienstes an der Front. Er war nicht nur ein brillanter Operateur, der innert eineinhalb Minuten ohne Narkose sauber Arm oder Bein abnahm (sogar in völliger Dunkelheit, im Schneetreiben und Schlachtgetümmel), sondern auch ein unermüdlicher Betreuer seiner Patienten. Die Genesungsrate bei den Amputierten stieg unter seiner Leitung von 10 auf 75 Prozent, was riesige Statistiken belegen. Er war bewandert

André Soubiran: Le Baron Larrey, Fayard 1966. Frontispizstich nach einem Porträt von Anne-Louis Girodet.

in der Seuchenbekämpfung und hatte neuartige Ideen bezüglich Hygiene und einfacher Asepsis, der Infektionsvermeidung. Er befasste sich mit allen Gebieten der Heilkunde, dozierte als Professor im Pariser Hospital Val-de-Grace, später im Gardespital Gros-Caillou. Ein vorsichtiger, aber entschlossen handelnder Praktiker, war er rastlos tätig, verdichtete seine Erfahrungen zu wegleitenden Theorien und nahm ohne Chauvinismus, loyal und nicht selten gefährdet Anteil an den politischen Vorgängen.

Auf ihn gehen erste verbindliche Regeln zur schonenden Behandlung gegnerischer Verwundeter zurück sowie an den Soldaten gemachte Beobachtungen, welche selbst Gefechtsordnung und Dienstbetrieb zu ändern vermochten. Larrey darf man ferner als einen der Väter der Herzchirurgie betrachten, wagte er doch bereits den Stich in den entzündeten Herzbeutel (Pericarditis-Punktion); die entsprechende Spalte im Zwerchfell trägt anatomisch seinen Namen. Larreys Publikationen verraten aussergewöhnliche diagnostische Finesse, ein ungeheures Wissen und eine nie versagende Leistungsfähigkeit.

Zwei seiner Werke sind hervorzuheben: die «Mémoires de chirurgie militaire et Campagnes» (Militärchirurgische Erinnerungen und Feldzüge), 4 Bände (1812–1817) und die 4 Bände der «Clinique chirurgicale», Summe seiner Erfahrungen im Feld und in den Lazaretten zwischen 1792 und 1829. Es sind spannend und anschaulich geschriebene Schriften, berufliche Abhandlungen, voller Krankheitsgeschichten, ergänzt mit historischen Kommentaren zu Ländern, Sitten und Begebenheiten, gesammelt auf militärischen Reisen, welche auch mit heutigen Transportmitteln eine achtbare Herausforderung wären. So werden der Brand von Moskau und der Rückzug aus Russland detailliert beschrieben, immer aus der Sicht des humanistischen, scheinbar distanzierten, doch seinen Kranken und dem Geschehen rundum gänzlich hingegebenen Arztes. Sein geschichtliches Zeugnis ist schon deshalb wertvoll, weil Larrey von der Herrschaft des Louis XVI. bis zur Regierung von Louis Philippe sieben gegensätzliche Regime erlebt hat. Sein Sohn Hippolyte, 1808–1895, war später Oberfeldarzt unter Kaiser Napoleon III. (der seine jungen Jahre auf Arenenberg im Thurgau verbracht hatte und Hauptmann der eidgenössischen Armee gewesen war) und teilte dessen Geschicke von Solferino bis Sedan. Er setzte sich für die vom Vater erreichte Modernisierung des Sanitätsdienstes ein, welche – nicht nur im französischen Heer – bis zum Ersten Weltkrieg vergessen ging.


CLINIQUE
CHIRURGICALE,
EXERCÉE PARTICULIÈREMENT
DANS LES CAMPS ET LES HOPITAUX MILITAIRES,
DEPUIS 1792 JUSQU'EN 1829,
PAR LE BARON D. J. LARREY,
Chirurgien en chef de l'hôpital militaire de la garde royale, Chirurgien consultant du Roi, ex-Inspecteur général du service de santé militaire, ex-premier Chirurgien de la grande-armée en Russie, Saxe, etc.; Commandeur de l'ordre royal de la Légion-d'Honneur, Chevalier de l'ordre de la Couronne-de-Fer, Membre de l'Institut de France, de l'Académie royale de Médecine, de l'Institut d'Égypte, des Académies de Vienne, Berlin, Munich, Wurzbourg, Iéna, Stockholm, Madrid, Turin, Naples, Bruxelles, Louvain, Dublin, Edimbourg, la Nouvelle-Orléans, et de plusieurs autres Sociétés savantes nationales et étrangères.
TOME PREMIER.
PARIS,
CHEZ GABON, LIBRAIRE-ÉDITEUR,
Rue de l'École-de-Médecine, n° 10;
MONTPELLIER, MÊME MAISON;
BRUXELLES, au Dépôt de Librairie médicale française.
NOVEMBRE 1829.

Dominique Jean Larrey: Clinique chirurgicale, Paris 1829.

Larrey, der Chirurg, machte umfangreiche und exakte nervenärztliche Studien. Er diskutierte Epilepsie, Starrkrampf und Hysterie, speziell einlässlich aber die Nostalgie.

Die Nostalgie

figuriert, typisch für den Autor, im ersten Band seiner «Klinischen Chirurgie», im Abschnitt «Maladies de la tête», also bei den Kopfverletzungen. Einleitend heisst es: «Um mit den Verletzungen des Gehirns abzuschliessen, wollen wir uns einer Krankheit zuwenden, deren exklusiven Sitz wir in diesem Organ annehmen müssen: der Nostalgie.» Man könne nicht bezweifeln, dass die mentalen Affektionen, die Geistesstörungen «wie alle seelischen Leiden» dort ihren Ursprung hätten. Larrey ist unvoreingenommen, er bleibt scharfsinnig deskriptiv, wie es der Zeit entspricht. Er sagt, dass alle psychischen Reize dem Hirn zugeleitet würden, wo der Empfang dieser Sensationen eine Veränderung auslöse, denn es gebe eine «intime und direkte Kommunikation zwischen Gehirn und Nerven». Nostalgie entwickelt sich nach Larrey aus der brennenden Sehnsucht, die Heimat wiederzusehen. Weil das unerfüllbar ist – man bedenke die Distanzen und die damaligen Verbindungswege – und der Patient das weiss, gerät er in peinvolle Unruhe, welche zuerst die höheren Hirnregionen erfasst, die sogenannten Rindenzentren. Danach breiten sich die negativen Ströme in untere Schichten aus. Kreislaufhemmung und «Verhärtung des Gewebes» reduzieren die «Verstandeskräfte». Die negativen Impulse pflanzen sich fort in tieferen Zonen bis zu den Zentren der Sinnesorgane und des Bewegungsapparats, wie die beobachteten Behinderungen verraten. Larrey begründet damit das von ihm erkannte Zusammenspiel von geistigen, motorischen und autonomen, dem bewussten Willen entzogenen Funktionen (Herztätigkeit, Atmung, Wasserhaushalt usw.), welche wir bei Depressionen meistens wahrnehmen. Er erklärt, dass Verletzungen ähnliche Folgen hätten, besonders diejenigen des Stirnhirns, was übereinstimmt mit unserer Auffassung von der traumatischen, das heisst verletzungsbedingten Depression. Er sinnt über Schäden an der Schädelbasis nach, welche Empfindungsanfälle, Lähmungen und Gemütsdefekte bewirken, jedoch keine intellektuellen Mängel. Larrey kennt

Drei Verlaufsphasen

der Nostalgie. Erstens dominieren geistige Symptome wie Blockierung oder Verwirrtheit, einsilbig-monotones Reden. Die

Beziehung zur Umwelt sinkt, «aberrations de l'esprit», unsinnige Einfälle kommen hinzu, schliesslich traumhafte, verlockende Halluzinationen, wo die heimatliche Welt erscheint, bevölkert mit all den lieben Menschen. Man könnte hinter diesem schillernden, von Trugwahrnehmungen beherrschten Betragen Gefühlsüberschwang, Hysterie oder eine Vergiftung irgendwelcher Art vermuten ohne Kenntnis der Vorgeschichte. Wir finden auch heute hie und da noch echte nostalgische Ausnahmezustände mit Sinnestäuschungen und Wahn, beispielsweise bei Menschen, die infolge unerträglicher klimatischer und zivilisatorischer Umstände zusammenbrechen. Das Krankheitsgeschehen entpuppt sich dann als Ausdruck einer massiven psychischen Erschöpfung und verdrängten Heimwehs. Andererseits mag eine vorerst scheinbar psychische Störung auf versteckter Hirnhautentzündung beruhen, die unbegreifliche Geisteskrankheit lediglich den verdrängten Inhalt vorbestehender Seelenqual ausdrücken, entfesselt durch die Infektion.

Die zweite Stufe der Nostalgie ist gemäss dem Autor charakterisiert durch Hitze im Kopf, hohe Pulsfrequenz, hastige Bewegungen, Rededrang und «le regard incertain», jenen auch uns vertrauten, ängstlichen, hilfeheischenden Ausdruck des Kranken. Weiter folgen vegetative Zeichen: Austrocknung, Magendruck, Atemnot mit Seufzen, endlich beliebige, teilweise sehr schmerzhafte Beschwerden. Larrey ist auch da ganz modern, wenn er sagt, dass Veränderungen im Zwischenhirn für diese melancholischen Begleitsymptome verantwortlich seien.

Vignette aus: Schweizer Sagen und Heldengeschichten, hg. von Meinrad Lienert, Levy & Müller, Stuttgart o. J.

Die dritte Phase ist diejenige der Asthenie, der betäubenden Entkräftung. «La tristesse s'empare du sujet», heisst es zusammenfassend. Der Patient weint oder ächzt still, verabscheut Nahrung und «helle Flüssigkeiten, wie Wasser», ähnlich wie bei der abnormen Wasserscheu von Tollwut Befallener, merkt Larrey an. Das Leben wird zur Last – der Kranke gibt sich manchmal gar den Tod. «Sans nulle répugnance», ohne Scheu, bedauert der Moralist, sofern die Hand nicht schon zu gelähmt sei: eine für die selbstgefährlichen Depressiven zeitlos gültige Regel. Es können aber einfach sämtliche Kräfte schnell versagen, und der Tod tritt ein. Gerade auf dem Rückzug von Moskau begegneten dem Chefchirurgen solche Fälle. Er und andere Zeugen erzählen dazu, dass differenzierte, gebildete Leute die Strapazen, die von Entnervung, Kälte und Heimweh hervorgerufene Schwermut besser überstanden und so relativ mehr Offiziere durchkamen als Soldaten. Wegen der heutzutage geringen Zahl von Nostal-

Abschiedsszene auf dem Kasten der «Jungf. Anna Margaretha Bräker 1816». Krinau, Privatbesitz.

gieleiden lässt sich das Dreiphasen-Schema aus Larreys Erfahrungsschatz nicht schlüssig überprüfen.

An den Leichen findet er bei der Autopsie häufig entzündete Hirnhäute, eigentümlich verbreitet sodann eine «vorzeitige Verknöcherung» der (sonst mehr weichen) Schädelnähte sowie der Arterien im Kopf. Er zitiert Fälle von Melancholie in verhältnismässig frühem Alter, wo er auf diese anatomischen Anomalien stiess, daneben solche von Schwund der Hirnsubstanz. Man darf hier annehmen, es seien unter seinen Nostalgikern sogenannt organische mitgezählt und Depressionen im beginnenden Rückbildungsalter sowie an primär infektiösen Prozessen Verstorbene. Feinere technische Untersuchungsmethoden gab es im Krieg natürlich nicht. Interessante Ausführungen bietet Larrey zur physischen Konstitution der Menschen in Extremlagen. Die Bewohner kühler und nasser Regionen, wie Holland oder der Berggebiete der Schweiz, waren nach ihm anfälliger für die zermürbenden Verhältnisse, aus denen Nostalgie erwächst. Sie hätten auf dem Rückmarsch der Grossen Armee infolge der «feuchten, lymphatischen» Körperverfassung schwerer gelitten als Vertreter mediterraner Völker, die dank «trockener Beschaffenheit» mehr Energie und Resistenz bewiesen im fürchterlichen Winter von 1812/13 (von Italienern, die im Zweiten Weltkrieg in Mussolinis Division in Russland kämpften, kennen wir ganz analoge Berichte). Dennoch sei 1798 im Orientfeldzug den ebenfalls enorm exponierten Schweizern das Klima Ägyptens ausgezeichnet bekommen. Er habe dort kaum eine Nostalgie kurieren müssen, schreibt Larrey. Umfassend studierte er die seltsame Krankheit an Schweizer Soldaten der Garde, die wegen undefinierbarer Störungen mit dieser Verdachtsdiagnose in sein Militärspital eingewiesen wurden. Beispielhaft aus seiner Sammlung sind die folgenden

Einzelfälle

Fall I: Beginn mit Kopfweh, Schlaflosigkeit, Verwirrung, kalten Extremitäten bei heissem Kopf, Appetitlosigkeit, Aversion gegen klare Flüssigkeit bei Gier nach Tee und Brühen. Danach Lethargie und an Lähmung grenzende Gehschwäche, Verlust des Geruchsinns – also was wir bei grossen Depressionen kennen. Es gelingt, den Mann zu beruhigen, doch er stirbt, obwohl er an Halsvene und Schläfenarterie zur Ader gelassen wird.

Möglicherweise diagnostizierte Larrey Nostalgie bei einzelnen rein physisch bewirkten Delirien, in denen die Patienten

vom Schweizerland zu schwärmen begannen. Zitierte, an Leichen gefundene Hirnschäden sprechen dafür.

Fall II: Ein dreissigjähriger Schweizer Soldat versucht plötzlich, sich mittels acht Messerstichen in die Brust umzubringen. Larrey schildert minutiös seine offene, sehr modern wirkende Wundversorgung, Naht und Verband. Er meint, nicht einmal der Gerichtsmediziner habe an eine selbstmörderische Handlung geglaubt, so grässlich sei der Anblick gewesen.[16] Verwundert konstatiert er die totale Unempfindlichkeit seines Patienten sowohl bei den chirurgischen Eingriffen als auch zuvor gegenüber der eigenen Waffe, «qui était un très mauvais couteau». Der Operateur verspricht dem Mann sofort, er wolle sich für einen Heimat-urlaub einsetzen, aber dieser reagiert nicht darauf. Es bestand somit «neben der körperlichen eine kennzeichnende moralische Unempfindlichkeit», ein Erlöschen der «Realitätsbezüge», was der Umwelt die Aufgabe in solchen Lagen sehr erschwere. Jeder Psychiater unserer Tage weiss um diese psychische Versteinerung bei Depressiven und die unerfreuliche oder unverständige Haltung von Angehörigen.

In der sechsten Nacht stirbt der Kranke unter grausamen Ängsten, nachdem er sich die Verbände abgerissen hat. Larrey wertet den Selbstvernichtungsdrang als «automatisch», als ein vom Willen losgelöstes Ereignis, bei welchem die primitiven Reflexe und der Schmerz «ausgelöscht» gewesen seien. Bei einigermassen natürlicher Sensibilität hätte sich der Mann niemals diese Serie brutaler Stiche beibringen und die verhängnisvolle Schlusshandlung ausführen können. Was eigentümlich berühre, sei die neben geschwundenem Schmerzempfinden und geistiger Gleichgültigkeit erschreckende Muskelkraft. Das verdeutliche den getrennten Anlauf- und Ausgangspunkt der sensiblen und motorischen Nervenstränge im Gehirnzentrum.

Fall III: Ein Schweizer vom ersten Garderegiment, «mit Namen Louis Stobler und einundzwanzig Jahre alt», wird hospitalisiert, nachdem er den Kameraden tagelang geklagt hat, er möchte um jeden Preis heim zu seinen Eltern. Der Soldat erleidet einen «accès de nostalgie», einen Heimwehanfall, in welchem er sich aus der dritten Etage seiner Kaserne stürzt. «Um sich ein Bein zu brechen und so die Entlassung zu erzwingen», wird gemeldet – eine fragwürdige Deutung der offenkundig suizidalen Tat. Der junge Mann hat ausgedehnte Schädel-, Bein- und Beckenfrakturen samt einer Wirbelverschiebung mit doppelseitiger Beinlähmung und muss rechtsseitig amputiert werden. Bald hernach äussert er keine nostalgischen Symptome

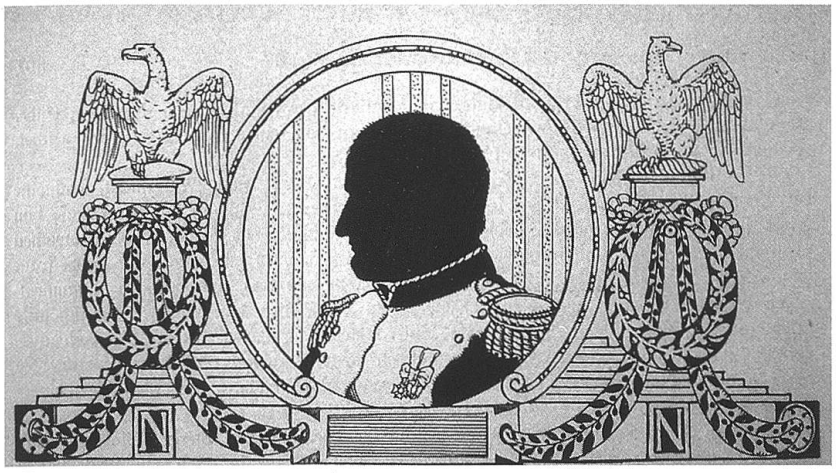
mehr, fühlt sich wohl und frei vom Wunsch nach Heimkehr. Larrey sagt, das sei wieder ein Beweis für den Sitz des Übels im Gehirn; dieses müsse «bereits entzündet» gewesen sein anlässlich des Fenstersturzes. Amputation, Aderlässe und Schmerzen hätten das Gleichgewicht im Zentralnervensystem retabliert sowie «zugleich das unwiderstehliche Bedürfnis nach Rückkehr in die Heimat getilgt». Der Fall bestätigt insofern heutige ärztliche Erfahrungen, als einschneidende Körperleiden, mit oder ohne Spitalaufenthalt, einen angeschlagenen seelischen Zustand erstaunlich oft bessern.

Die Behandlung der Nostalgie

teilt Larrey in drei Abschnitte. Anfänglich werden wegen «pyrexie», fiebriger Erregung, ein Aderlass am Kopf und kalte Waschungen gemacht, danach warme Bäder, um die inneren Organe zu beleben. Es wird geschröpft an Bauch und Rücken, mit heissen Umschlägen («embrocations»), Kampferöl und krampflösenden Substanzen fortgefahren. Gymnastik, Musik, geregelte leichte Tätigkeit im Lazarett, eine Beschäftigungstherapie, ergänzen die Behandlung über lange Zeit.

Im Stadium des «Kollapses», des Zusammenbruchs, der als zweite kritische Phase droht, gibt es Magen- und Stärkungs-

Rudolf Münger, aus:
Im Röseligarte Bd. III.



Napoleon. Illustration aus: Ehre und Treue (1912).

mittel, Abreibungen am ganzen Körper. Mit dem Brenneisen (ebenso verbreitet wie der Aderlass damals) geht der Chirurg sanft an die Schädelbasis, «um von dort die Bewegungsorgane anzuregen». Man flösst reichlich Tee mit Zimt und anderen Zutaten ein. Ein Milieuwechsel, stets weg vom feuchten Klima in wärmere Regionen, krönt womöglich die Therapie.

In der manchmal hoffnungslosen Endphase, bei totaler Apathie, könne nur die Natur helfen, glaubt Larrey. Man müsse den Kranken ruhig begleiten, «avec beaucoup de douceur et d'aménité» ihm ein bergendes Wohlbehagen verschaffen. Weitsichtig insistiert er, dass Nostalgiepatienten nur so weit gefordert werden dürfen, wie es ihre individuellen Reserven erlauben – ein Rat von zeitloser Geltung, zumal an die häusliche Umgebung von Depressiven. Spezifische Arzneimittel kennt man noch nicht. Es sollte über hundert Jahre dauern, bis mit den spezialisierten, chemischen Medikamenten, den Psychopharmaka, der grosse Wandel kam.

Grundursache des Leidens

Diese ist nach Larreys Forschungen in erster Linie im Heimweh zu suchen. Andere Entstehungsfaktoren sind sekundär und werden wenig erwogen. Als Ausnahme ist eine primär unfallbedingte Schwermut bei einem Gardisten in Paris erwähnt. Er soll nach einem argen Sturz verstört verschwunden sein, um sein Elternhaus aufzusuchen. Zurückgebracht, sei er rapid in Gleichgültigkeit versunken, «bei steigendem Barometer» aus dem Spital entwichen und tatsächlich heimgelaufen, wo er genas.

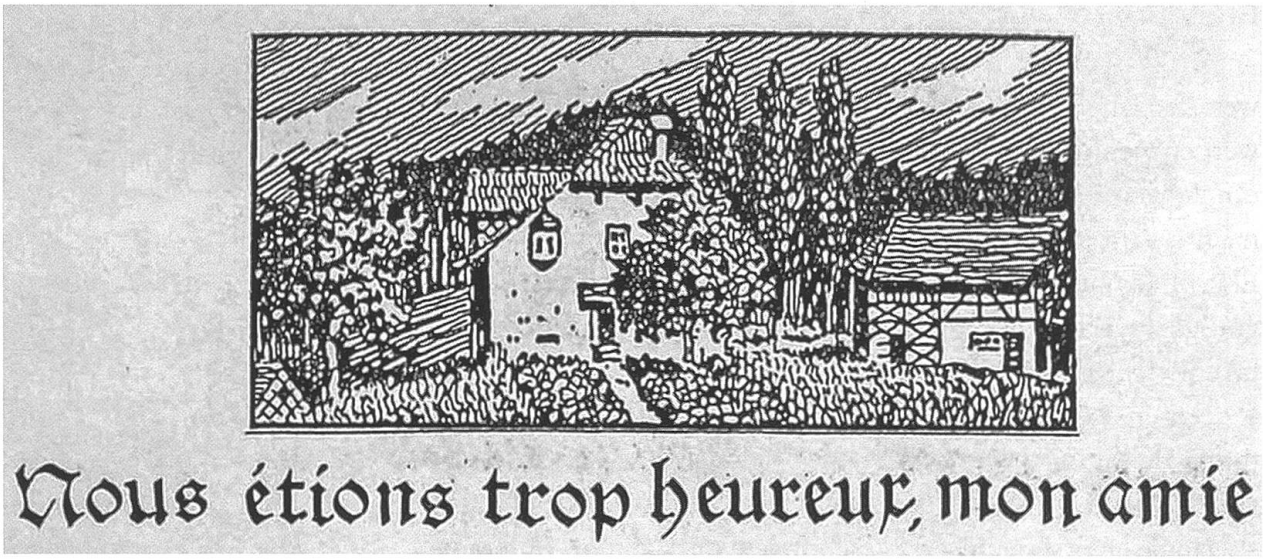
Neben Trennungsschmerz, Klima, Langeweile und Konstitution nennt Larrey als auslösendes Moment noch das Gefängnis. Er empfiehlt Beschäftigung der Sträflinge bei Entlöhnung – visionäre Vorstufe unserer geschützten Werkstätten – mit dem

typisch aufklärerischen Ziel, «die Sitten zu verfeinern und unheilvollem Müssiggang vorzubeugen».[17]

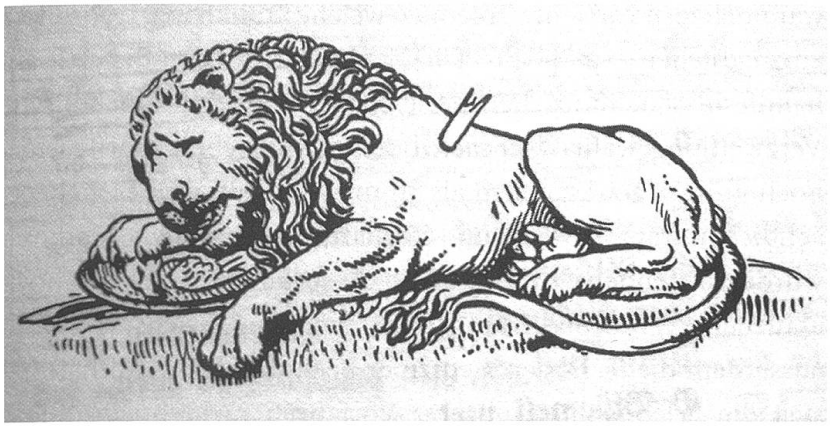
Eine wissenschaftliche Unterscheidung der diversen Formen von Melancholie (und Manie), anlagemässig ausbrechenden, nur eine Reaktion darstellenden, organischen und sonstigen Depressionen setzt erst im späteren neunzehnten Jahrhundert ein. Larrey sieht in der Nostalgie aber eine «Variante der Melancholie», eigenartigerweise dann bald in den psychiatrischen Klassifikationssystemen vergessen, obschon niemals wirklich verschwunden.

Vorbeugungspraxis

Larrey empfiehlt, die Soldaten nach dem Einrücken zum Dienst ein paar Tage ruhen zu lassen, ungefähr nach unserem Prinzip im Umgang mit verunsicherten, ängstlichen Menschen. Sie sollen einfallsreich und entsprechend ihrer Neigung ein wenig arbeiten, «en faisant tourner à leur profit comme à celui de la société leurs travaux», zu persönlichem und sozialem Nutzen. Wichtig sei auch Ablenkung im Alltagsbetrieb, optimaler Wechsel von Aktivität und Erholung, ein uns vertrautes militärisches und ärztliches Lenkungsprinzip, an das sich für Depression anfällige oder rückfallgefährdete Personen mit Erfolg halten müssen. Nur so viel leisten, wie jemand in der ersten Zeit vermag, sich nicht forcieren lassen, ist schon bei Larrey eine massgebende therapeutische Richtlinie. Nach kriegerischen Übungen schlägt der Chefarzt Gymnastik und «nützlichen gegenseitigen Unterricht» vor, wie Lesen und Schreiben. Während der Mahlzeiten könnte die Regimentskapelle musizieren, um die Mannschaft von trübsinnigen Gedanken abzuhalten. Larrey



Alfred Huggenberger: Von den kleinen Leuten. Frauenfeld 1916. Text: Chansons des Troupes.



Rudolf Münger, aus:
Im Röseligarte Bd. III.

vertritt überzeugend die Idee der «väterlichen Zuwendung der Vorgesetzten» und bringt konkrete Beispiele für gehobene Truppenmoral. Geduld und Zeit brauche die für ihn «heimtückische, schleichende Krankheit» der Nostalgie, so wie er es vorlebte.[18]

Seine immensen praktischen und theoretischen Studien zeigen, dass das Erscheinungsbild schwerer Depressionen ungeachtet abweichender ursächlicher, psychosozialer und historischer Kriterien nicht viel anders war, als wir es kennen. In der napoleonischen Zeit und erst recht noch früher waren die Leute weniger empfindlich für den Schmerz, er gehörte selbstverständlich zum Dasein als etwas Gegebenes und Fatales, bevor die Narkose seine Herrschaft brach. Und seelischer Pein war man nicht weniger ausgeliefert, bevor langsam mitleidigeres Verständnis in den Armeen um sich griff. Die damaligen Patienten waren wohl robuster, weil harte Existenzbedingungen sie erzogen hatten. Der Tod blieb von Kindheit an gegenwärtig, und die Gesellschaft

Rudolf Münger, aus:
Im Röseligarte Bd. III.

war noch fern von jener Toleranz, welche krankhafte Traurigkeit einzugestehen ermöglicht. Die Zahl der Kranken, die sich auf handfeste Scheinursachen beriefen, ohne ihre melancholische Verzweiflung wahrzunehmen oder preiszugeben, dürfte einst noch grösser gewesen sein als zu unserer Zeit, weil es viel verächtlicher war, schwach und zaghaft zu erscheinen. Dadurch wurde die Tendenz zu einer «Somatisierung», zur immer noch aktuellen «Verkörperlichung» seelischen Ungemachs, verstärkt, ausserdem die Sicht der Mediziner beeinflusst. Gesamthaft hat sich die Erlebnisweise unserer Vorfahren nicht uneinfühlbar unterschieden von der gegenwärtig beobachteten.

Die Nostalgie ist so selten geworden, weil der Leidende dank dem Übermittlungs- und Reisekomfort jetzt unauffällig und beizeiten in sein heimatliches Alpenland flüchten kann, zuinnerst aber gleich ergriffen wird vom urtümlichen Sehnen: «Ma Suisse chérie, à toi mon cœur, ma belle patrie, chez toi le bonheur!», wie es in einem Söldnerlied aus verschollenen Tagen anklingt.

Anmerkungen

1 «Zu Strassburg auf der Schanz». Volkslied, 18. Jahrhundert.

2 «Zu Strassburg auf der langen Brück'». Volkslied, Ende 18. Jahrhundert.

3 «Le mal du pays». Volkslied, 19. Jahrhundert.

4 «Beresinalied – Chant de la Bérésina», von Oblt. T. Legler 1812.

5 Albecht von Haller: «Troisième relation d'un voyage sur les Alpes, 1732». J. J. Rousseau: «Lettre au Maréchal de Luxembourg», 1763 (Correspondence générale. tome IX). Daselbst die Erwähnung des «hemvé».

6 «Im Aargäu sind zweu Liebi». Aargauer Lied, 18. Jahrhundert, heute noch populär.

7 «Ah oui, que je suis à mon aise!» Volkslied, 18./19. Jahrhundert.

8 «O Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt!» Lied, im Emmental bekannt ab 1771.

9 «Ora Valmaggina». Tessiner Volkslied, 18. Jahrhundert.

10 «'S wott aber e luschtige Summer gä». Oder : «De Rosegarte z'Mailand». Altes Söldnerlied.

11 «Nous étions trop heureux, mon amie». Chanson des adieux, oder: Napoleons Lied, 19. Jahrhundert. (Auch eine wenig bekannte deutsche Fassung).

12 «La vieille Garde» oder «Marche de 1804», in: Chansons de Troupes (1934).

13 T. Zwinger: «Cantilena Helvetica, der Kühe-Reyhen dicta 1710» (aus dem Lateinischen von J. J. Scheuchzer 1718): «Nemlich, wenn die neu aus der Schweiz ankommenden Recrouten den sogenannten Kühe-Reyhen, den die Bauren in den schweizerischen Alpen bei ihrem Vieh zu singen und zu pfeifen pflegen, unter den(en) alten Troupen angestimmt, worauf alsbald zu dem süssen Andenken ihres Vaterlandes dergestalt erregt worden, dass sie ohne Halten in das so genannte Heimweh und zugleich in ein febrem ardentem zu verfallen begonnen, so gar, dass die Officiers öffentlich verbieten müssen, diese Weise weder mit dem Munde noch mit der Pfeife unter ernstlicher Strafe nicht mehr von sich hören zu lassen.» (zitiert bei: Fritz Ernst: Vom Heimweh, Fretz & Wasmuth, Zürich 1949)

14 «'S isch äben e Mönsch uf Ärde». Das alte Guggisberger Lied, Anfang 18. Jahrhundert, in den Ursprüngen älter.

15 «Le Ranz des vaches». «Les armaillis des Colombettes», «Lè z'armailli dâi Colombettè». Bekannteste Version aus dem Greyerzerland, bis heute beliebt, mit dem Refrain: «Liauba, liauba, poraryâ», 18. Jahrhundert. Zahlreiche Versionen waren in den Bergkantonen schon früher verbreitet: 1545 wurde eine Appenzeller Kühreihenmelodie aufgezeichnet. 1710 wies eine medizinische Dissertation «De Pothopadialgia» («Vom Heimweh») auf den Kühreihen als Ursache des Schweizer Heimwehs hin. Volkstümlich wurden diese Gesänge vor allem durch die von G. J. Kuhn und J. R. Wyss erstmals 1805 publizierte, zweisprachige Sammlung von Kühreihen und Älplerliedern.

16 Der Verfasser vorliegender Studie erinnert sich an zwei eigene, klinische Fälle: Depressive Frauen, die hospitalisiert wurden mit gewaltigen Schnittwunden am Hals, welche sie sich im Krankheitsschub beigebracht hatten, und zwar in derart radikaler Form, dass man bis zum Gegenbeweis amtliche Recherchen wegen Verdacht auf Totschlagversuch anstellen liess.

17 «On aurait le double avantage de perfectionner leurs mœurs et de prévenir une oisiveté funeste», schreibt Larrey. Er rügt nebenbei auch den «abus des femmes» und die Onanie als mögliche Teilursachen, ganz im Sinne seiner puritanischen und pädagogischen Grundhaltung.

18 Zeit wandte er in eindrücklichem Mass auf im Fall des amputierten Schweizer Gardisten, den er laut Krankengeschichte ein Jahr im Spital pflegte und der dann

in Paris zu bleiben begehrte. Da er als Ausländer kein Anrecht auf ein Bett im «Invalides» hatte, schickte ihn die Intendantur endlich in die Heimat zurück, «à son grand regret», wie Larrey maliziös notiert.

19 «Le retour au pays». Volkslied, 19. Jahrhundert.

Literatur- und Bildnachweis

Fisch, Emmy: Canti popolari ticinesi. Hug, Lugano 1917.

Greyerz, Otto von: Im Röseligarte, Schweizer Volkslieder, Bde. I–VI, Buchschmuck von Rudolf Münger. Francke. Bern 1908–1925. Neudruck 1976.

Huggenberger, Alfred: Von den kleinen Leuten. Huber, Frauenfeld 1916.

Larrey, Dominique Jean: Clinique chirurgicale, exercée particulièrement dans les champs et les hòpitaux militaires, depuis 1792 jusqu'en 1829. Paris 1829.

Larrey, Dominique Jean: Mémoires de chirurgie militaires et campagnes. Paris 1812–1817.

Lienert, Meinrad: Schweizer Sagen und Heldengeschichten. Levy & Müller, Stuttgart/Olten o. J.

Rusch, Gerold: Die Appenzeller Tracht in der Druckgraphik der Kleinmeister. Olten 1990.

Soubiran, André: Le Baron Larrey, Chirurgien de Napoléon. Fayard, Paris 1966.

De Vallière, Paul: Treue und Ehre. Zahn, Neuchâtel 1912.

Wyss, Johann Rudolf: Schweizer Kühreihen und Volkslieder. Bern 1805. Neu herausgegeben von René Simmen, Kommentar von Brigitte Bachmann-Geiser, Zürich 1979.